

Gesänge aus der Tiefe

*Otto Wohlgemuth, Bergmann, Dichter,
Maler und Lithograph, wurde 80 Jahre alt*

Von Ewald Rolf, Gladbeck

Ein linder Frühlingstag. Der Sonne Goldnetz hängt flimmernd an den sanft ansteigenden waldigen Höhen des schönen Bergischen Landes, überstrahlt die klaren murmelnden Wellen des kleinen Flusses, an dessen gewundenen Ufern der Zug entlangrollt. Ich sitze im schwach besetzten Eisenbahnabteil und schaue durchs Fenster. Die schmucken, in knospendes Grün eingebetteten Stationen reihen sich aneinander. Wieder bremst der Zug, ein Stationsschild taucht auf. Honrath. Ich bin am Ziel.

Der Zug hält auf einem kleinen verträumten Bahnhof. Ich steige aus. Über den halbhohen Zaun der Absperrung lehnt ein einsamer Mann mit schlohweißem Haar. Er winkt mir lächelnd zu. Es ist mein alter Freund, der Dichter Otto Wohlgemuth.

Unsere Begrüßung ist herzlich. Plaudernd steigen wir den Höhenweg hinauf. Bis zum Heim des Dichters ist es ein gutes Stück Weges. Das Haus steht auf freier, luftiger Höhe. Otto nennt es scherzend: Das Haus der Wolken und der Winde.

Und dann stehe ich im Arbeitszimmer des Dichters, Malers, Lithographen und Kupferstechers, in der geistigen Werkstatt des Mannes, der mit Wort, Stift, Stichel, Pinsel und Palette den Ausdruck Ruhrland so einmalig und

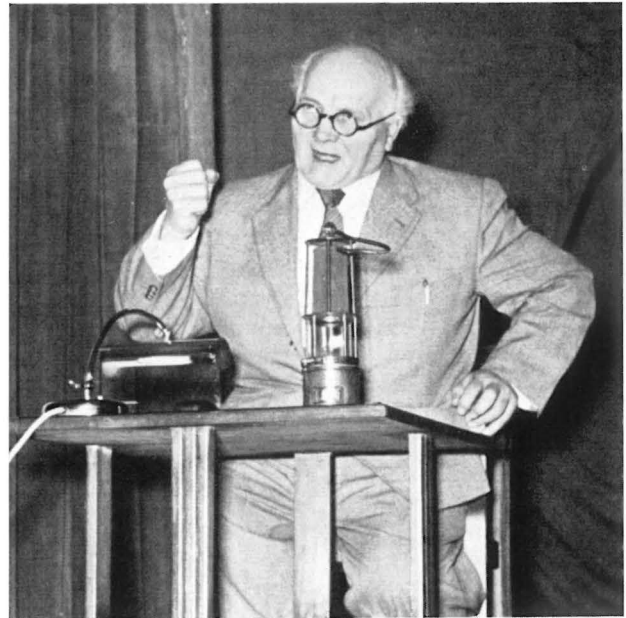
meisterhaft prägte wie kein anderer vor ihm.

Es ist ein mittelgroßer einfenstriger Raum, der mich umfängt. Schwere geschnitzte, nach eigenen Entwürfen angefertigte Eichenmöbel sprengen beinahe die Wände des Zimmers. Fast bis zur Decke strecken sich die Bücherregale. Ein Künstler, Bibliophile und vorzüglicher Sachkenner hat hier im Laufe eines arbeitsreichen Lebens kostbare, einmalige Schätze zusammengetragen. Auf dem wuchtigen übergroßen Schreibtisch, dessen breite Umlaufborte ein Spruch in westfälischer Mundart zierte, steht ein vielbändiges, ledergebundenes Nachschlagewerk, türmen sich rechts und links Briefe, Karten, Zeitungen, Entwürfe und Zeichnungen zu kleinen Stapeln. Ein bequemer Ohrensessel am Kamin ist der Lieblingsplatz des Dichters. Alle Wände des Zimmers sind behängt mit Gemälden, Aquarellen und Stichen des Künstlers. Ich lerne die unmittelbare Umwelt eines vielseitigen Menschen kennen. Wir sprechen über Malerei, Literatur, Philosophie und Geschichte, blättern in vergilbten Büchern und bewundern die bis in die kleinste Einzelheit ausgefeilte Technik alter Stiche aus dem Louvre in Paris. Es sind Abzüge kostbarer Original-Radierungen.

Eine halbgeöffnete Tür gibt den Blick in ein zweites Zimmer frei. Wir gehen hinein. Auch hier sind alle Wände geschmückt mit Radierungen und Zeichnungen des Künstlers und seines verstorbenen Freundes Hermann Kästelhön. Lange Jahre war Otto Wohlgemuth mit diesem hervorragenden Graphiker des Ruhrlandes befreundet, der ihm die Technik des Kupferstichs beibrachte. Auf Sims und Borden stehen überall wertvolle Bronzen, Kannen, Vasen und zierliche Porzellanfiguren. In einer Wandnische tickt eine alte Tischuhr. Seit mehr als hundert Jahren zeigt und schlägt sie die rastlos eilenden Stunden an. Vom Treppenhaus antwortet der silberhelle melodische Klang einer uralten Bauernstanduhr.

Wir sitzen uns gegenüber. Ein kleiner runder Tisch trennt uns. Breit und wuchtig, erdverbunden, den kantigen Schädel mit dem schütterten weißen Haar leicht vorgestreckt thront der Dichter in seinem Sessel. Sein fotogener Charakterkopf mit dem starken, männlichen Gesicht erinnert an ein spätgotisches Schnitzwerk Tilman Riemenschneiders. Die harten, festen Bergmannshände halten die Manuskriptenmappe. Mein Tonbandgerät läuft. Otto Wohlgemuth liest aus seinen Werken.

Wir, die wir uns seine Freunde nennen dürfen, kennen diese aufwühlende, meisterhafte Sprache; wir wissen um die Dynamik, die jedes Wort ausströmt. Er, der die Höhen und Tiefen eines wechsellvollen Lebens kämpfend durchwandert hat, der niemals vermessen nach dem Sinn des Unerforschlichen fragt, kann diese Sprache reden. Es sind die Gedichte eines langen Lebens, arbeitsreich, schwer und wieder freudenvoll, von der Kindheit bis zum Greis, der wieder zur Erde zurückkehrt. Viele Jahrzehnte härtester Arbeit schärfen den Blick dieses Mannes aus dem Ruhrvolk für Dinge und Gedanken, die sich in meisterhaften Versen und geschliffener Prosa lösen. Wenn es einem Bergmann gelingt, Stimme und berufener Kündler des Schwarzen Reviers zu werden, so ist es eine hart erworbene Gnade, die ohne eine ursprüngliche künstlerische Begabung nicht denkbar ist. Wie



Otto Wohlgenuth in seinem Heim in Hattingen (1963) und rechts während eines Vortrages im Jahre 1960.

wunderbar und doch wie einfach und schlicht sind seine Wiegenlieder. Wie schön und unvergänglich hat er in diesen innigen Versen das Bild seiner Mutter gestaltet, dieser einfachen, schlichten Frau aus den Ruhrbergen, die dreizehn Kindern das Leben gab. In einem der schönsten Lieder heißt es:
*Du büst min Hiärtensdeiw,
eck hāw di jo so leiw.
Du hōlst di fast am Schüörtenband,
studeerst dat Gohn an mine Hand,
sittst immer op min Schout,
un büst doch all so grout.*

Wu gäiht de Tid hen ...

*De Wind, de sust met Macht
dürt Dörp un üm den Schacht,
de Damp un Qualm treckt öwwer Land.
Noch hol eck öwwer di de Hand,
fōr di, du Hampelmann,
fängt doch erst alles an.*

Wu gäiht de Tid hen ...

Wiegenlieder, die meine Mutter sang, nennt Otto Wohlgenuth diese zu Herzen gehenden Gesänge. Wie trefflich hat er das Leben geschildert in „Die Nornen singen“, und wie hoch klingt das Lied der Kameradschaft in seinen bergmännischen Gedichten. Sein Gedicht „Kameraden, gute Nacht“ läßt das erkennen.

*Schwer zu Ende ging die Schicht.
Steil hinan im Schachtgebräuse*

*fuhr zu Tag das letzte Licht,
und nun gehen wir nach Hause.
Schwer zu Ende ging die Schicht.*

*Kameraden, gute Nacht.
Kommt, wir wollen heimwärts gehen.
Sterne stehen auf der Wacht,
und die kühlen Winde wehen.
Kameraden, gute Nacht.*

Er liebt seinen schweren und gefährlichen Beruf, hängt, so sonderbar es klingen mag, mit allen Fasern seines Herzens daran. Ein Stück Kohle in der Hand, ein verwittertes Grubenholz kann er in meisterhaften Versen besingen. Doch wo es sein muß, ist er auch Kämpfer und Ankläger, ohne in die Demagogie seiner revolutionären Zeitgenossen abzurutschen. Viele verstehen das nicht. Heinrich Lersch und Mitarbeiter seiner Ruhr-Anthologie aber geben ihm recht. Die Sonette des streikenden Bergmanns, geschrieben im Kampfjahr 1912, beweisen es. Sie sind Flamme und Flut, Aufbruch und Ermüdung, Tränen der Ohnmacht, vergossen in der Enge und Erbärmlichkeit eines lichtlosen Daseins. Doch in der Erkenntnis ihrer unverschuldeten Armut, in ihrem Ringen und Drängen nach Licht und Befreiung schwingt bereits die Hoffnung auf ein besseres künftiges Leben mit.

*Ich weiß von Schlachten,
die verborgen dröhnen,
die kein Bericht
dem Volke täglich kündet.
In tiefen Schluchten,
die kein Aug ergründet,
weiß ich von Truppen:
Männern, Greisen, Söhnen.*

Kaserne lastet.

*Gossen, Straßen, Ställe
umlagern frierend
warme Schlackenherde.
All dieses würgt an uns
und unserer Erde.*

*Es weint in uns nach
Freundschaft und nach Helle.*

*Gott, Urlicht, Ewigkeit,
wer du auch bist.*

*Uns zwingt das wilde,
turbulente Hetzen:*

*Wir knien nicht vor dem
Blendwerk, vor den Götzen!*

Du weißt allein,

wie's innen uns zerfrißt:

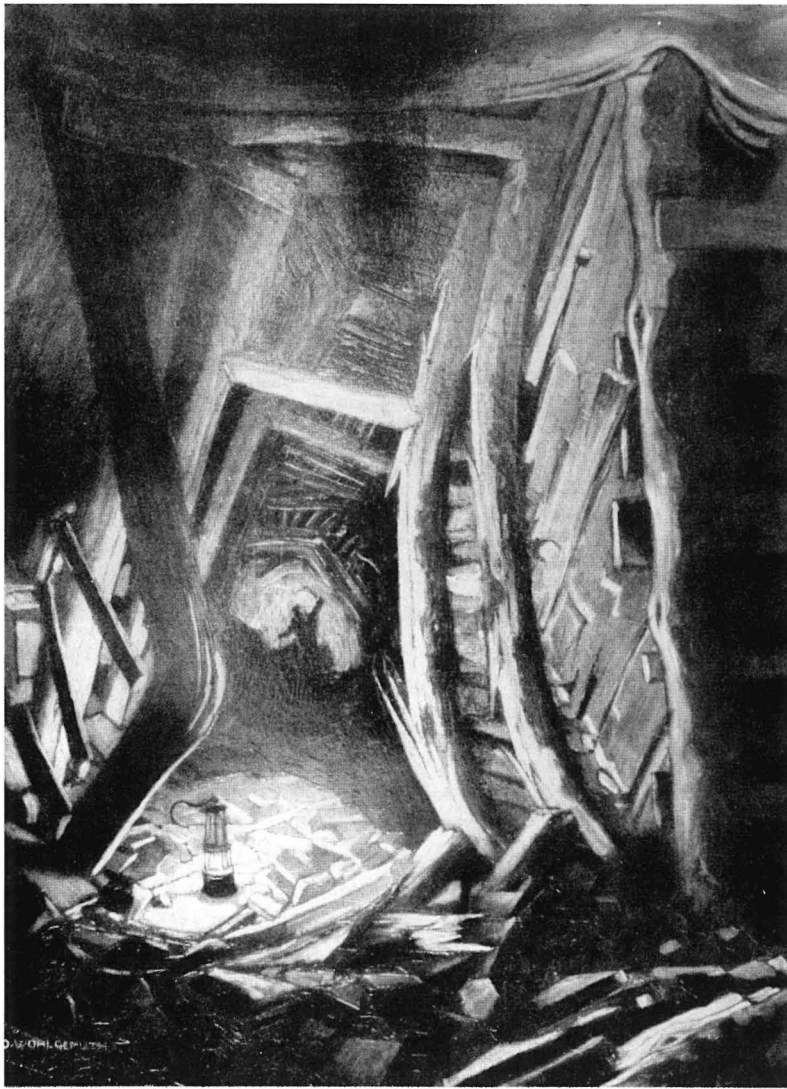
Hör uns! Tilg aus die Schmach!

Laß uns dabei sein!

Wir fahren wieder ein!

Der Mensch soll frei sein!

Das leise Surren des Tonbandgerätes ist verstummt. Wir gehen hinaus auf die lichtumflossene Steinterrasse des Hauses. Schön ist es hier. Diese Ruhe, diese Stille — weitab liegt das letzte Haus —



„Im Alten Mann“, Ölgemälde von Otto Wohlgemuth.

und diese herrliche Fernsicht. Man erkennt die himmelstürmende Silhouette des Kölner Doms, die schwachen Konturen des Siebengebirges, die Eifelberge und die Höhenzüge des Westerwaldes. Ich fotografiere und filme, banne diesen wunderbaren, leuchtenden Frühlingstag in zarten Pastelltönen auf den Farbfilm für spätere Zeiten. „Dieses Stückchen Erde ist mein,“ sagt der Dichter verträumt. „Hier stört mich niemand. Die wenigen Nachbarn wissen nicht, wer ich bin. Sie halten mich für einen Wanderprediger, für so eine Art Maschinengewehr Gottes.“

Er lächelt mir schalkhaft zu und weist mit einer Handbewegung auf das metergroße, in Stein gehauene springende westfälische Wappenpferd neben der

Haustür. „Ich will meinen lieben rheinischen Nachbarn, die mich nun einmal als Prediger eingeordnet haben, nicht den frommen Glauben zerstören. Schließlich ist der Gedanke durchaus nicht so abwegig. Ich war oft ein Prediger in der Wüste. Doch was sind Menschen, lieber Freund? Hier oben kann ich den rastlos wandernden Wolken zuschauen und den erzählenden Winden lauschen. Hier bin ich mit Mutter Erde am innigsten verbunden und Gott am nächsten.“

Schweigend gehen wir zurück ins Haus. Wird ein erdgebundener, knorriger Westfale hier seßhaft werden, frage ich mich? Das steingehauene Wappentier stimmt mich sehr nachdenklich.

✱

Fünf Jahre sind seitdem vergangen. Wieder ist Frühling im Lande. Mein Wagen rollt die gewundene Uferstraße entlang, überquert die Flußbrücke, windet sich mühsam durch Gassen und Gäßchen einer verwinkelten, romantischen Altstadt und hält schließlich vor einem spitzwinkligen Fachwerkbau, dem sogenannten „Bügeleisen.“ Ich habe mein Fahrtziel erreicht.

Wieder sitze ich Otto Wohlgemuth gegenüber. Der einstmals ruhelose Wanderer, der Dichter des Ruhrlandes ist heimgekehrt in die Stadt seiner Väter, Hattingen a. d. Ruhr. Er hat sein neues „Haus der Wolken und der Winde“ hoch über dem Aggertal vertauscht mit einem schmucken, über 300 Jahre alten Fachwerkbau im Ruhrtal. Im Rahmen einer Otto-Wohlgemuth-Stiftung war das möglich. Die unteren Räume beherbergen ein kleines Museum, das obere Stockwerk wurde für den Dichter und seine Gattin hergerichtet. Otto hat seine Möbel, Bücher, Bilder, Kannen, Vasen und Bergkristalle mitgebracht. Seine unmittelbare Umgebung hat sich dadurch nicht verändert. Fast glaubt man, die Zeit wäre stehengeblieben. Nur die einst schütterten, weißen Haare auf dem markanten Schädel des Dichters sind fast ganz verschwunden.

Und Otto plaudert, erzählt aus längst vergangenen Tagen.

Hier, in den Hattinger Bergen, die sanft zur Ruhr abfallen, wurde er am 30. März 1884 als Sohn eines Bergmanns und Bergkapellenleiters geboren. Als siebentes Kind von zwölf Geschwistern lernt er schon zeitig den Ernst des Lebens kennen. Sein Vater und vier ältere Brüder fahren täglich ins Bergwerk ein. Morgens in aller Frühe, wenn der Vater und die Brüder das Haus verlassen haben, schleicht er sich zur Mutter in die kleine Küche. Sie ist die Heilige seines liebenden Knabenherzens, die alles versteht und begreift, was ihn bewegt. Durch das Küchenfenster kann man die Grubenlichter der Bergknappen sehen. Sie wandeln und schweben irrlichternd auf geheimnisvollen Wegen den Homberg hinauf, wo auf dem Hohnfelde die Kohlenzeche liegt. Allmorgendlich schaut Otto durchs Fenster, sieht, wie

sich die Lichter einordnen zu einer endlosen leuchtenden Schlange und freut sich auf den Tag, an dem auch er sein Grubenlicht bekommt und einfahren kann.

Doch die immer sorgende Mutter denkt anders. Sie, die als Frau und Mutter täglich, stündlich um das Leben ihres Mannes und ihrer vier Söhne bangt, will ihr Sonntagskind, ihren „Spökenkicker“, wie sie ihn manchmal kosend nennt, vor der Grube bewahren. So wird Otto Formerlehrling in einer Gießerei.

Doch die Vorsehung will es anders. Vater und Mutter sterben früh. Um mehr Geld zu verdienen, muß er seine Lehre abbrechen und mit den Brüdern ins Bergwerk einfahren. Der Berg, der ihn schon als Kind so magisch angezogen hat, wird sein Schicksal.

Die Jahre entfliehen; Unrast und Fernweh erfüllen den werdenden Dichter. Er schreibt, zeichnet und malt, wechselt die Zechen und macht ausgedehnte Wanderungen. Noch ist er fast unbekannt.

Das Jahr 1923 bringt die entscheidende Wende. Die Stadt Buer bietet ihm die Leitung ihrer Volksbücherei an. Otto, nach mehr als zwanzigjähriger Untertagearbeit fast bergfertig, sagt zu. Er wird Bibliothekar. Kein leichtes Amt für einen Mann mit dörflicher Volksschulbildung. Aber Otto schafft es. Er ist ein Autodidakt, ein unermüdlich Lernender. Neben seiner beruflichen Tätigkeit bringt er noch die Ruhrland-Anthologie und sein Buch „Schlagende Wetter“ heraus. Zehn Jahre lang leitet er die Bücherei, baut sie aus, bereichert sie um wertvolle Graphiken und

bibliophile Seltenheiten. 1933 muß er gehen.

Als freier Schriftsteller schlägt er sich in den folgenden Jahren durch. Es ist ein hartes, bitteres Brot. Als der Krieg ausbricht, braucht man ihn wieder. Er wird zur Truppenbetreuung eingesetzt, von West nach Ost, vom nördlichen Polarkreis bis in subtropische Gefilde. Er spricht vor verlorenen Einheiten und in überfüllten Räumen. Die Landser haben ihn gern.

Nach Kriegsende geht er wieder auf Vortragsreisen, jetzt ohne Marschbefehl. In zahlreichen Vorträgen im In- und Ausland kämpft er unverdrossen um einen achtbaren Platz der bergmännischen Dichtung in der Geisteswelt der Völker. Bis über den Atlantik dringt der Ruf des alternden Dichters, der einst von Gerhart Hauptmann gefördert wurde. In dem großen Bergbuch des bekannten amerikanischen Mineralogen Prof. Wolfgang Paul, das jetzt herauskommt, werden die Arbeiten Otto Wohlgenuths einen breiten Raum einnehmen. Es ist die Würdigung eines großen, aber stets bescheidenen Mannes, dessen breite Brust längst ein Verdienstorden zieren müßte, die Anerkennung eines deutschen, bergmännischen Künstlers im größten Lande des englischen Sprachbereichs.

Vor einigen Jahren wurden einige ausgewählte Gedichte von dem Gladbecker Studienrat i. R. Wiltberger, der durch künstlerische Kompositionen schon mehrfach hervorgetreten ist, vertont. Die Uraufführung dieser Lieder fand in Recklinghausen statt. Männerchöre der Hibernia-Zechen trugen sie vor. Es wurde ein voller Erfolg für Dichter und Komponist, die beide zur Uraufführung erschienen waren.

„Ich wohne hier in einer Burg“, beendet Otto Wohlgenuth seine Plauderei. „Burgherr und Burgherrin fühlen sich hier wohl.“ Seine Gattin bestätigt es unaufgefordert und bittet zum Kaffee. Mit gutem Appetit langt Otto zu. Als die Scheinwerfer aufflammen und meine Schmalfilmkamera surrt, ruft er mir schalkhaft zu: „Sei vorsichtig, Ewald! Hier steht alles unter Denkmalschutz; ich selbst auch schon.“

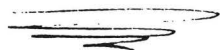
Das ist Otto Wohlgenuth. Oftmals ein Schalk und doch ein ernster Mann, der unermüdlich um die letzten Dinge schürft, die in den tiefsten Winkeln unserer Seele verborgen liegen.

Ein verllorener Sonnenstrahl huscht durch die kleinen, niedrigen Fenster, zaubert mit spielenden, leuchtenden Fingern goldene Reflexe auf die bilderbehängte Wand. Die farbenfroh kolorierten Lithographien und dunklen Ölgemälde blinken für kurze Sekunden auf. Diese Spiegelbilder einer empfindsamen Künstlerseele sind greifbar gewordene Gedichte in Linien und Farben, von Meisterhand gezeichnet und gemalt. Es sind die letzten Werke, die Otto Wohlgenuth geschaffen hat. Er zeichnet und malt nicht mehr. Stift, Pinsel und Palette hat das Gesetz des Alters aus den einst nimmermüden Händen endgültig verbannt.

Lautlos kriecht die Dämmerung aus den Ecken und Winkeln auf uns zu. Es ist spät geworden. Müde verklingt der schwere Schritt des Dichters in der Tiefe des dunklen Raumes, als er mich zur Tür geleitet. Möge ein gütiges Schicksal noch Jahre der Ruhe und der Erholung für ihn bereithalten. Für uns und kommende Geschlechter wird dieser bescheidene Mann und vielseitige Künstler stets Vorbild sein und bleiben.

Schlußzeilen eines Wiegenliedes in der Handschrift des Dichters.

Mat hatt us amma Li dat vööl?
Dat Linnom is bin Dinnawegell,
ut us so fard min Hoff! —
God folg us alltiedol.
Mit gäip is bin juu — — —



Otto Wohlgenuth